

Die heilige Lanze

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Kümmel
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Der Sultan ließ am Mittwoch die sämtlichen Fürsten und Edlen des gefallenen Kaisers Konstantin samt allen ihren Söhnen auf einen großen Platz zusammenführen und bis auf den letzten unbarmherzig niedermetzeln, um eine künftige nationale Erhebung des Griechenvolkes unmöglich zu machen. Dem toten Kaiser aber ließ er das Haupt abhauen, stellte es auf einer Säule öffentlich aus und sandte es als Zeichen seines Sieges über Ostrom und seiner Vernichtung dieses christlichen Reiches an die ihm untergegebenen Fürsten in Asien; den Rumpf Konstantins XI. ließ er ehrenvoll beisezen.

Das gewaltige öströmische Kaiserreich, gegründet von Konstantin dem Großen, dem Befreier der Christen aus den Verfolgungen der römischen Cäsaren, hat an jenem 29. Mai 1453 für immer sein Ende gefunden. Rund tausend Jahre hatte es bestanden, und im Laufe dieser Zeit haben etwa fünfundachtzig Kaiser, auch Kaiserinnen, den Thron von Byzanz innegehabt. Nicht wenige derselben waren tüchtig und der Höhe ihrer großen Aufgabe gewachsen, viele aber waren unsfähig oder gar des Thrones unwürdig, manche darunter wahre Schausale.

Seit fünfhundert Jahren hatten sich Konstantinopel und Ostrom von der Einheit der Kirche Gottes und damit vom Abendland getrennt; die heutigen hundertvierzig Millionen griechisch-orthodoxen Schismatiker auf der Balkanhalbinsel und in Russland sind alle aus dieser Trennung von Rom herausgewachsen. An der eigenen Verblendung, an dem fanatischen, selbstgerechten Hass gegen das Papsttum ist Konstantinopel und das öströmische Christenreich schmachvoll in Blut und Schande untergegangen.

In denselben Tagen zu Ende Mai 1453 aber, da die Hauptstadt Ostroms unterging in den Greueln der Eroberung, hat die abendländische Christenheit das Fronleichnamsfest in Freuden begangen, haben die kath. Völker der Welt den Heiland in Brotsgestalt im Triumph durch die Straßen und Plätze der Städte und Dörfer geleitet und im Anschluß an die wundervolle Liturgie dieses Festes das Geheimnis aller Geheimnisse gefeiert und verehrt. Im Hochamt aber haben alle Priester gebetet: „Herr, schenke deiner Kirche die Gaben der Einheit und des Friedens“, und vor der hl. Kommunion, wie jeden Tag: „Herr, sieh auf

den Glauben deiner Kirche und gib ihr nach deinem heiligen Willen Einigkeit und Frieden“ — nach der Vorschrift und dem Beispiel des göttlichen Stifters der Kirche selbst, dessen letztes großes hochpriesterliches Gebet am Abend vor seinem Tod ausflang in den Worten: „Vater, ich bitte dich, daß alle eins seien, so wie du in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien!“

In diesen Worten ist jedem Absfall und jeder Trennung von der Kirche Gottes das Urteil gesprochen für alle Zeiten und alle Völker der Erde.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen seit jenem ersten Fastenfreitag, an welchem des Sultans Bruder, Prinz Oschem, in Rom eingezogen war als freiwilliger Gefangener des Papstes. Selten zeigte er sich öffentlich, nur etwa, wenn er mit seinem Gefolge zur Jagd ritt, und dabei vermied er den Weg durch die Stadt. Aber in den nordwestlichen Räumen des Vatikans, wo er seinen Aufenthalt hatte, bekamen ihn viele Römer zu Gesicht und wußten zu erzählen von dem dunkelfarbigen, gewaltigen Manne, der viel älter aussah, als er war, von seiner majestätischen Unnahbarkeit, seinem unheimlichen Blicke aus halbgeschlossenen Augen, seiner Uppigkeit in den Mahlzeiten und seinem furchtbaren Zähzorn, welchem schon mehr als einer Sklaven zum Opfer gefallen war.

Nur seine Janitscharen, seine Leibwachen, fürchteten ihn nicht; sie waren sich ja bewußt, daß Prinz Oschem in ihrer Hand, daß er ein verlorener Mann war, wenn sie ihn verließen.

Und am wenigsten fürchtete ihn der Oberste seiner Janitscharen, Pio Bandidini, der Großvater Lukretias, dessen stramme Gestalt auch noch gar nicht erkennen ließ, daß er schon siebzig Jahre zählte. „Nonno Pio“, wie ihn die schöne Enkelin Lukretia nannte, besaß das Vertrauen seines Herrn in vollem Maße und hatte viele Freiheit. Beinahe seine einzige Aufgabe war, mit einigen besonders vertrauten Leuten vor dem Schloßgemach des Prinzen Wache zu halten, bis er dasselbe verließ. Während des Tages hatte der alte Janitschar reichlich Zeit, seine Enkelin, seinen Jugendfreund Bartolomäo und andere Bekannte im Traßeverviertel aufzusuchen und mit ihnen zu plaudern oder auch die Ewige Stadt zu durchwandern und alte,

ihm vertraute Stätten aufzusuchen. Und es war den römischen Jungen und Alten jetzt kein Entsezen und kein Ärgernis mehr, wenn der Alte in der türkischen Janitscharenmontur in eine Kirche eintrat: sie wußten, Pio Biandini war so gut katholisch wie sie selber.

So war es nicht sehr auffallend, als er einmal, begleitet von Lukretia, auch im Sprechzimmer der ehrwürdigen Frauen des Klosters Santa Cäcilia erschien: er wollte der Abtissin Tarzisia danken für die mütterliche Liebe und Sorge um seine Enkelin während seiner langen Abwesenheit im fernen, nun verlorenen oströmischen Konstantinopel.

Und es konnte nicht fehlen, daß Mutter Tarzisia den alten Kriegsmann bat, ihr und den drei älteren Mtschwestern, welche mit ihr hinter dem Sprechgitter saßen, zu erzählen von dem, was er erlebt hatte bei jener weltbewegenden Katastrophe.

„Wie groß das Unglück war, weiß nur der, welcher diese Stadt gesehen hat im Glanz und der Herrlichkeit, da sie noch Christlich gewesen ist“, sagte er ergriffen und tieftraurig.

„Und Eure Augen haben das alles noch gesehen?“ erwiderte fragend Frau Tarzisia.

„Noch ein volles Dreivierteljahr“, bejahte Pio Biandini, „wir verließen Rom im Maimonat mit unserem Kardinal Isidor, welchen der Papst an den Kaiser gesandt hat, und waren im Hochsommer in Konstantinopel. Vierzehn Tage vor Weihnachten hat der Kardinal in der Hagia Sophia feierlich verkündet, daß die Trennung von Rom zu Ende und Ostrom wieder katholisch sei, der Kaiser Konstantin an der Spitze. Die Fastenzeit ist gekommen, die Pöpen haben viel gepredigt von Buße, aber noch mehr den Hass gegen die Lateiner, und dann ist unserem Herrgott die Geduld ausgegan- gen: schon in den Ostertagen haben die Ungläubigen uns eingeschlossen.“

„Uns —“, wiederholte Frau Tarzisia, „Ihr seid doch noch vorher aus der Stadt entkommen mit dem Kardinal Isidor?“

„Ehrwürdige Frau, der Kardinal und die Franziskaner sind geblieben, und wir, seine Leibwache, haben gekämpft bis zum letzten Augenblick; die meisten sind auch gefallen für unseren heiligen Glauben.“

Die fromme Frau schlug erschüttert die Hände zusammen. „So habt Ihr all den Greuel und das Verderben selber gesehen, welche über die stolze Stadt gekommen sind“, sprach sie mehr zu sich selber, als zu dem alten Kriegsmann, „das ist ja ein dreifaches Wunder, daß Ihr diesem Weltuntergang entronnen

seid . . . wirklich ein großes Wunder.“

„Um des frommen Kardinals willen“, ergänzte Pio Biandini, „er hat keine Gefahr und keine Mühe gescheut. Mit dem Kaiser und dem Feldherrn Justiniani hat er die Verteidigung geleitet, überall hat man ihn gesehen, uns ermutigend und lobend, mehr als ein Dutzend tapferer Leute sind in seiner Nähe gefallen, und er hat nicht an seine eigene Sicherheit gedacht.“

„Wie hat Gott Euch dann gerettet?“

„Als Justiniani am letzten Tage des großen Sturmes den Kaiser verließ, blieb der Kardinal bei ihm und wir, seine Leibwache. Man kämpfte schon beinahe Mann gegen Mann an dem Romanustore, und wir hätten den Kaiser gerettet, wenn nicht von oben herein die Ungläubigen auch gekommen wären, — nun waren wir verloren . . .“

„Auch darauf waren wir vorbereitet“, setzte er nach einer Pause seine Rede fort, „in der Frühe hat uns Kardinal Isidor in der Hagia Sophia in seiner Messe das heilige Sakrament gereicht — fast für alle, auch für den tapferen Kaiser Konstantin, zugleich die Wegzehrung . . .“

„Gott tröste sie alle“, kam's rauh aus der Kehle des greisen Soldaten.

„Sie sind im Himmel“, sagte Frau Tarzisia schier ehrfürchtig, „sie sind gestorben für den Glauben im heiligen Kampfe.“

„Da hat der Kaiser nicht an sich gedacht, sondern nur an das teure Leben des Gesandten Seiner Heiligkeit, des Kardinals Isidor. Er hat ihn beschworen, sich zu retten, uns aber hat er den Befehl gegeben, ihn in die Mitte zu nehmen und zu versuchen, ihn auf der Seite des Hafens in Sicherheit zu bringen, wo auch Justiniani entkommen war. Durch enge Gassen und Winkel, wohin noch kein Turke kam, haben wir den Kardinal zu einem venezianischen Boote gebracht, dazu noch die zwei Franziskaner; wir Kriegsleute aber gelangten nicht mehr zum Kaiser . . . Auch den Tod haben wir nicht gefunden . . .“

„Deo gratias zu tausendmalen“, kam's halblaut über die Lippen Lukretias, die dem Großvater zur Seite saß. Und „Deo gratias“ wiederholten die drei Nonnen im schwarzen Gewande des hl. Benedikt.

„Auf dem Rückweg zum Kaiserpalast waren wir plötzlich völlig eingeschlossen von den Ungläubigen; wir sagten uns alle, daß in der nächsten Viertelstunde keiner von uns mehr leben werde; tödmüde sind wir auch gewesen . . . Da hat Gott den Sinn des Offiziers der Janitscharen anders gelenkt. Er forderte, wir

jollen uns gefangen geben und versprach bei Allah, daß keinem etwas am Leben geschehen werde . . .“

„Das ist ein edler Feind gewesen“, sagte Frau Sarzisia.

Nonno Pio lachte. „Verzeihet, ehrwürdige Frau, nicht Edelmuth ist das gewesen, sondern Habguth. Er hat gesehen, daß wir lauter junge kräftige Leute waren, kurz und gut: er hat uns verkauft . . . uns römische Bürger um ein Schandgeld . . . !“

„Auch den Sohn Gottes hat dieses Los getroffen“, tröstete Frau Sarzisia.

den Arm legte und fuhr fort: „Ein Sohn und Bürger Roms wird nicht zum Verräter an seinem Glauben — lieber sterben — lieber sich martern lassen. Und geplagt bin ich worden, gepeitscht, sogar auf die Fußsohlen, in Ketten gelegt und bis zum Verschmachten haben sie mich Durst leiden lassen in dem heißen Kerker, aber ich bin festgeblieben. San Paolo, mein Namenspatron, hat mich nicht verlassen . . .“

„Gott sei Dank; er hat ein Wunder an Euch getan . . .“

„Als es sich dann fügte, daß ich dem



Entstehen einer neuen Missionsstation (Landsend)

„Verkauft an einen Juden als Sklaven, der uns weiter verschacherte . . . Keiner von den Kameraden hat den anderen wiedergesehen. Ich kam ins Haus eines Agas, und der hat mich nach einem Jahre dem Sultan geschenkt. Ich war der größte und stärkste unter seinen Sklaven. Und weil ich die sicherste Hand hatte mit Säbel und Wurfspeiß, ließ mich Sultan Mohammed unter seine Janitscharen stecken.“

„Ihr werdet die Frage einer christlichen Römerin, der Patin Eurer Enkelin, erlauben, Herr Oberster“, sprach jetzt ernst die Abtissin, „die Frage nach dem heiligen Glauben . . .“

Stolz richtete sich Nonno Pio auf. „Der Signor Lippi, der Schrift“, sagte er mit starker Stimme, „hat mich einen Renegaten genannt — ein zweitesmal tut er's nicht . . .“ Der Alte wurde ruhiger, als Lukretia ihm die Hand auf

einigen Söhnlein des Agas das Leben rettete, da hörte die Verfolgung auf und ich hatte meine Ruhe. Und bei den Janitscharen machte ich es so: wenn die Muhekins zum Gebete riefen, dreimal des Tages, dann fiel auch ich nieder und betete den Glauben, das Ave Maria und Paternoster, am Freitag, da wir den Sultan zum Besuch der Moschee begleiteten, hatten wir nur außen zu warten, und wenn der Monat Ramadan kam, dachte ich eben, es sei unsere Fastenzeit; nur der Wein hat mir manchmal gefehlt . . .“

„Armer Nonno“, bedauerte Lukretia.

„Und nach ein paar Jahren war ich völlig sicher. Es gab in Konstantinopel immer noch viele römische Christen und auch Priester; ich lernte manche kennen und so bin ich schier alle Jahre dazu gekommen, die Beicht und das heilige Sakrament zu empfangen. Nein: Gott

weiß es: ein Verräter am Glauben, ein Renegat ist Pio Biandini nicht geworden.“

„Ein Bekannter ist Pio Biandini geworden“, sprach schier ehrfürchtig die Äbtissin Tarzisia und streckte ihm die beringte Hand durchs Gitter hinaus entgegen, „Gott hat Großes an euch getan, sein heiliger Name sei gepriesen.“

Er fasste die Hand einen Augenblick und erwiederte: „Jetzt erst denke ich recht daran, daß unser Herrgott mir damals beigestanden ist. Hab ja mit eigenen Augen so manchen gesehen, der seinen Glauben verkauft und verraten hat und ein Mohammedaner geworden ist — lateinische und noch mehr griechische Christen. Einmal kam ich dazu, wie sechs oder acht Nonnen vor dem Ulema Christus verleugneten und Allah als ihren Gott anriefen . . .“

Ein dreifacher Weheruf klang durchs klösterliche Sprechzimmer, aber der alte Janitschar meinte: „Pardone, ehrwürdige Schwestern; es sind griechische Nonnen gewesen, keine katholischen. Und haben auch so jammerwürdig ausgesehen, daß man eher Mitleid haben mußte als Zorn über ihren Absfall.“

„Warum haben sie denn nicht vollends ausgeharret?“ fragte Frau Tarzisia, „jetzt hätten sie als Märtyrinnen und Jungfrauen die Krone im Himmel — o Herr, gib uns die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende, die größte aller Gnaden!“

„Amen“, bekräftigte der Kriegsmann Pio, „mit den armen Nonnen habe ich heut noch Bedauern, ärgerer Verräter sind aber ihre Popen und Priester und der große Gennadios, ihr Höchster, selber gewesen.“

„Sind diese auch abgefallen?“

„Das gerade nicht, aber vielleicht ist's noch schmählicher, was sie taten. Waren sie offen mohammedanisch geworden, so wüßte man, woran man mit ihnen ist, aber jetzt rühmen sie sich ihres reinen Christentums und sind doch gleichzeitig die Knechte des Sultans“, rief der greise Janitschar und schlug sich entrüstet aufs Knie, „pfui der Schande über dieses Christentum!“

„Ist aber doch noch ein Christentum“, wagte eine Assistentin der Mutter Tarzisia halblaut zu sagen.

Aber Nonno Biandini, der noch gut hörte, erwiederte: „Ein Christentum, ja, aber nicht von Gottes Gnaden, sondern von der Gnade des Sultans, daß Gott sich erbarme!“

Und als die Klosterfrau einwendete: „Verzeiht, tapferer Herr, aber es heißt ja, die griechischen Christen in Konstan-

tinopel dürfen in ihrem Glauben verbleiben.“

„Die Griechen sind schlau und durchtrieben“, erwiederte der alte Janitschar, „aber Mohammed der Zweite ist noch schlauer gewesen und hat sie alle in seinen Sack bekommen.“

Und als ihn die ehrwürdigen Frauen fragend anblickten, fuhr er fort: „Wenn man's genau nimmt, ist es gar nicht so schwer gegangen. Haben ja die griechischen Popen und Mönche oft genug ge predigt, lieber sei ihnen des Sultans Halbmond in Konstantinopel, als die Tiara des Papstes: damit ist der Weg schon gebahnt gewesen. Selber bin ich dabei gewesen“, rief der Greis beinahe laut, während seine Augen flammten, „und selber hab ich's gesehen, wie der hochmütige Pope Gennadios, den das Volk als seinen Heiligen verehrt, gar demütig und klein vor Mohammed gestanden ist, und der Sultan, das Oberhaupt der Ungläubigen, hat den Gennadios in einer christlichen Kirche zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt und hat ihm den goldenen Hirtenstab übergeben als Zeichen dieser Ernennung. Gennadios hat dies angenommen und sich dafür noch tief bedankt und versichert, daß er dem Sultan ergeben und untertan sein wolle. Das wirkliche Oberhaupt der Kirche, den Nachfolger von Sankt Petri, verleugnet dieser Pharisäer; vom Papst den Hirtenstab anzunehmen, ist Gennadios zu stolz, aber vom Sultan der Ungläubigen läßt er sich zum Bischof ernennen, das ist griechisches Christentum!“

Ein Augenblick tiefen Schweigens folgte. Die Schmach solchen Verrats am Glauben und der Freiheit des Kreuzes Christi überwältigte die kleine Gesellschaft in dem Sprechzimmer des Klosters.

Tief aufatmend sprach endlich Frau Tarzisia: „Tapferer Herr Biandini, Ihr habt freilich tief hineingeschaut in den Abgrund des Unglücks von Konstantinopel. Das griechische Christentum ist bisher getrennt gewesen vom Mittelpunkte der Kirche; jetzt aber ist es auch noch unter die Herrschaft des Sultans gekommen, unter das Zepter des Ungläubigen und dieser Welt: das ist das Ende.“

„Gottes Strafe, Gottes Gericht, Gottes Urteil!“ erwiederte Pio Biandini, „so hat es ja kommen müssen. Jetzt ist der Patriarch Ostroms der machtlose Sklave Mohammeds; denn der Sultan ernennet nur den Patriarchen, der zum voraus verspricht, ihm in allem zum Willen zu sein. Und zum Zeichen, daß er Bischofsamt und Patriarchenstab vom Sultan hat, muß jeder Patriarch viertausend

Dukaten ihm als Tribut zahlen — und tut es auch: aber zur Verteidigung Konstantinopels hat man kein Geld gehabt!"

Laut lachte der alte Janitschar auf. „Habe ich nicht gesagt: die Griechen sind schlau, aber der Sultan ist schlauer als sie; er hat sie nun alle zusammen, angesangt vom „heiligen“ Patriarchen Gennadios und seinen Nachfolgern bis herab zum letzten Vopen, das ganze griechische Christentum, das von Rom sich losgemacht, in seinem Sacke, und ihnen ist nicht mehr zu helfen!"

„Wie erschütternd ist das alles, was Ihr uns erzählt habt, Herr Oberster Biandini“, sagte die Äbtissin Tarzisia, „was hat doch Gottes Vorsehung Euch alles erleben lassen in jenem schrecklichen Untergange Ostroms!“

„Und noch wunderbarer“, kam's jetzt aus dem Munde Lukretias, „dass nonno Pio wieder heimgekommen ist — so gesund, so voll Kraft . . . o carissimo nonno, wie gut ist doch Gott!“

„Es ist ja schier ein Wunder“, meinte der alte Janitschar, „und doch habe ich niemals die Hoffnung aufgegeben, Rom, die Ewige Stadt, doch wieder zu sehen, obgleich ich mir niemals sagen konnte, wie dies geschehen sollte. Und dass mich vollends der Türkprinz selbst hierher gebracht hat, das geht über alles Denken.“

„Dürfen wir fragen, Signor Biandini, wie Ihr denn zu dem Prinzen Djchem gekommen seid?“

„Das ist bald beantwortet, ehrwürdige Frau“, antwortete Pio, „ich war schon mehrere Jahre unter den Janitscharen des Sultans Mohammed, als sein Sohn Djchem geboren wurde; der nächste nach dem erstgeborenen Bajazet, der jetzt Großsultan ist. Schon nach einigen Jahren kam ich zur Leibwache des kleinen Djchem, und als er 16 Jahre alt war — er sah aber schon aus wie einer mit 24 —, machte ihn sein Vater Mohammed zum Statthalter von Noromanien.“

„Diesen Namen haben wir noch nie gehört“, meinte Frau Tarzisia.

„Es liegt auch noch ein gutes Stück Wegs hinter Konstantinopel in Kleinasien drüber, die Gegend ist wild und rauh, es war schier eine Verbannung aus dem herrlichen Konstantinopel. Und so ist es wahrscheinlich auch dem Prinzen vorgekommen. Nach ein paar Jahren ist sein Vater gestorben und Bajazet wurde Sultan. Da hat Prinz Djchem losgeschlagen.“

„Wie meint Ihr das, Pio Biandini?“
Der Alte strich wohlgefällig seinen Bart. „Er hat losgeschlagen gegen Baja-

zett; er hat sich selbst zum Sultan erklärt.“

„Gegen den eigenen Bruder?“

„Ja: denn Prinz Djchem ist viel größer und stattlicher als Bajazet, auch tüchtiger im Krieg, und das Volk hat ihn überall gerne gehabt. Alles hat ihm zujubelt, als er ausrufen ließ, er sei der rechtmäßige Herrscher der Osmanen und nicht Bajazet, und alles hat ihm recht gegeben. Man hat auch gewusst, dass Bajazet ihn bei nächster Gelegenheit töten lassen würde, um keinen Nebenbuhler zu haben, wie das nun einmal der Brauch ist bei den Sultanen der Ungläubigen.“

„Gott sei es geflacht — welche Grausamkeit!“

„Und dann sind die beiden Brüder gegeneinander in den Kampf gezogen“, fuhr der Janitschar fort. „Unser Prinz Djchem ist zuerst siegreich vorgerückt und wir haben sogar die Festung Brusza erobert. Aber bis nach Konstantinopel sind wir nicht gekommen; da sind wir geschlagen worden. Dass Prinz Djchem und seine Vertrauten entkommen und zuletzt bis nach Agypten gelangt sind, das kann ich heute noch nicht begreifen; er hat eben überall noch geheime Anhänger. Am Nil hat man ihn mit offenen Armen empfangen und ihn zum König von Agypten ausgerufen. Aber zuletzt hat eben sein Bruder, der Sultan, doch die Überhand gewonnen, und — das ist mein Glück gewesen.“

Pio Biandini hielt inne und faltete unwillkürlich die Hände; die ehrwürdigen Frauen schwiegen gleichfalls; nur die Äbtissin richtete fragend einen kurzen Blick auf den Greis.

„Ja, so ist es geschehen“, fuhr er jetzt fort, „der Sultan Bajazet hat seinen Bruder um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen gesucht — und damit hat er dem Janitscharen Pio Biandini den Heimweg nach Rom gebahnt — wahr ist es und Tatsache, so gewiss ich lebe.“

„Und jetzt ist der nonno carissimo wieder da und wir lassen ihn nie mehr fort“, ergänzte Lukretia mit freudblitzenden Augen.

„Wäre Prinz Djchem in der Türkei geblieben, so hätte Bajazet nicht geruht, bis er sein Gefangener war, und am nächsten Tage wäre weder er noch einer von uns am Leben gewesen; das hat der Prinz wohl gewusst. Und so hat ihm unser Herrgott den Gedanken eingegeben . . .“

„Dem Ungläubigen“, bemerkte eine der Nonnen dazwischen . . .

„. . . Es ist doch so, ehrwürdige Schwester, unser Herrgott hat den türki-

ischen Prinzen übers Meer geführt und hierher in die Gewalt des Heiligen Vaters . . . Lieber als seinem Bruder hat Oschem sich den Christen ergeben, dem Großmeister der Johanniter auf der festen Insel Rhodus: da ist er sicher gewesen, und dieser hat uns dann in die Hände der Ordensbrüder gegeben und zuletzt hierher in den Vatikan — einen größeren Schlag hätte es für den grauhamen Bajazet nicht geben können; er habe getobt vor Wut und Eßen und Trinken sogar vergessen“, lachte der Greis.

„Mit dem türkischen Prinzen hat die ganze Christenheit ein Pfand in der Hand gegen den Sultan, so ist es“, bestätigte Frau Tarzisia: „ja diesen großen Erfolg hat der allmächtige Gott unserm Heiligen Vater Innozenz, unserem einstigen Kardinal, gegeben: das ist ganz ohnegleichen, soweit man denken kann.“

„Der Prinz muß aber auch jetzt noch auf der Hut sein“, fügte Pio Blandini an, „Bajazet fürchtet keine Hindernisse und scheut keine Kosten, wenn er etwas erreichen will. Es ist ganz sicher, daß er Mörder dingt und bestellt, und leider gibt es ja verworfene genug, auch unter den Christen . . . Vielleicht wäre es besser, wenn kein Mensch wüßte, wo Prinz Oschem untergebracht ist . . .“

„Dann hätten wir ja den Großvater am Ende gar nicht in Rom wiedergesehen“, warf Lukretia ein.

„Nun ist es einmal so“, fuhr er fort, „und man kann nichts tun, als doppelt und dreifach wachsam sein. Sogar der Heilige Vater hat mir das aufgefordert.“

„Nonno carissimo“, rief Lukretia, „hast du ihn gesehen? Hat der Papst selber mit dir gesprochen — davon hast du uns doch gar nichts gesagt?“

„Der Heilige Vater muß erfahren haben, daß unter Oschens Janitscharen auch ein Christ und Römer sei“, erklärte Pio, „und so mußte der Capitano der rhodesischen Wache des Prinzen mich dem Papste vorstellen; es ist noch nicht lange her . . . Er wollte alles wissen, und ich habe ihm erzählt, was ich erlebt habe, und habe beteuert, daß ich meinen Christenglauben nicht verleugnet habe. Er hat mich gelobt, einen treuen Befreier genannt und mir eine goldene Medaille geschenkt.“

„Wo ist sie, nonno Pio?“ rief Lukretia, zeig sie uns doch!“

„Das nächste Mal, Kind. Daß ich aber zu Ende komme: Der Heilige Vater hat mir besonders empfohlen, jürgsam acht zu geben, daß dem Prinzen nichts geschieht. Er hat sogar gesagt: sobald ich

eine Gefahr für den Prinzen entdecke, solle ich ihm alles persönlich melden, jederzeit, auch bei Nacht, dürfe ich Zutritt verlangen . . .“

„Das ist ein außerordentliches Vertrauen“, staunte die Äbtissin, „Lukretia, du darfst stolz sein auf deinen Großvater, ja, er ist ein berühmter Mann, ein Befreier, ein Held . . .“

In diesem Augenblicke erklang ein Glockenzeichen im Innern des Klosters.

„Die Zeit ist verflogen, während Ihr erzählt habt, Herr Oberster“, sagte die Äbtissin Tarzisia zu Pio Blandini, indem sie sich erhob, „es läutet zur Komplet.“

„Ich will die ehrwürdigen Frauen keinen Augenblick länger aufhalten“, erwiderte der alte Janitschar, „und bitte um pardone, wenn ich Sie über Gebühr hingehalten habe.“

„Wir schulden Euch großen Dank“, erwiderte sie, „und bedaure nur, daß Ihr Euren Bericht zuletzt ganz kurz gemacht habt; es gäbe für uns neugierige Frauen noch manches zu fragen . . .“

Der Janitschar strich sich den langen Bart und meinte, er könnte freilich noch gar manches erzählen; die Äbtissin lud ihn ein, in der nächsten Woche wieder ins Sprechzimmer zu kommen, worauf er zusagte; dann verschwanden die Nonnen geräuschlos im Hintergrund des Sprechgitters.

Als Pio Blandini und seine Enkelin Lukretia aus dem Vorplatz vor der Kirche Santa Cäcilia hinaustraten, reckte er sich in seiner ganzen Größe, atmete ein paarmal tief auf, und sagte, nun müsse er seine steifen Beine wieder in Gang bringen und einen Gang durch die Stadt machen, ehe er in den Vatikan zurückkehre.

„Aber vorher muß der nonno carissimo einen Schluck Wein nehmen“, bat Lukretia, und die beiden schritten ihrem kleinen Hause zu. Der Vormund Lippi war nicht daheim.

„Er ist viel abwesend“, erklärte Lukretia, „wohl manchmal im Weinberg bei San Pancratio oben, oft aber anderswo, und er sagt mir niemals, wohin er geht, und was er für Geschäfte treibt.“

„Vielleicht ist es besser, wenn du nicht alles weißt“, erwiderte der Großvater, „die Hauptsache ist, daß er dich ungeschoren läßt und respektiert.“

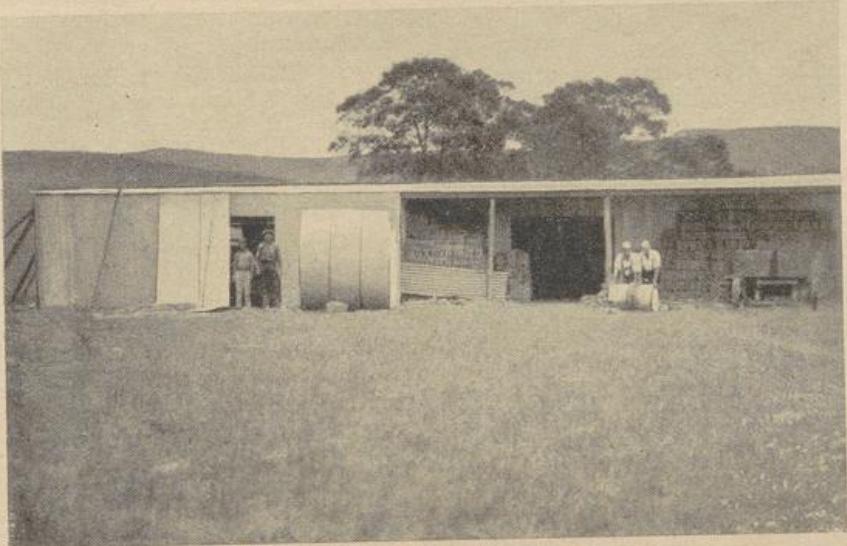
„Manchmal ist er recht freundlich, aber oft spricht er den Tag über kaum ein Wort mit mir, und ich meine immer auf der Hut sein zu müssen; ich habe kein Vertrauen mehr zu ihm, obwohl er verwandt ist.“

„Du hast recht, Lukretia, traeue ihm nicht“, erwiderte Pio, „sei vorsichtig und halte die Augen offen. Und allzulange wird es nicht mehr dauern: Paolo wird dich ja doch im kommenden Winter noch zum Altar und dann ins Haus seines Großvaters Bartolomäo heimsühren. Dann bist du den Vormund Lippi los für immer.“

Das junge Mädchen errötete und schüttelte das schöne Haupt. „So lieb mir mein Bräutigam ist“, sagte sie ernst, „nonno Pio, und so viel ich auf ihn halte: an die Hochzeit habe ich im Ernst

zogen, und der nahende Sturm begann den Staub hoch aufzuwirbeln. Vom Pincio herab und durchs Tor herein eilten die Leute in größter Hast; sie wußten warum: die Zeit der Oktobergewitter war angebrochen. Mit unglaublicher Eile ziehen sie heran und toben sich aus, um nach kaum einer Stunde wieder dem blauen Himmel Platz zu machen.

Pio Biandini kannte das. Eben wollte er wieder in die Kirche zurückkehren, um hier den Ausbruch des Gewitters abzuwarten, als zwei andere Janitscharen, Untergebene von ihm, welche den Nach-



Entstehen einer neuen Missionsstation (Landsend)

jetzt noch nicht gedacht; ich bin auch noch reichlich jung, und es ist immer, als ob noch etwas dazwischen käme, als ob noch eine Schranke vorhanden wäre . . .“

Lächelnd legte ihr der greise Janitschar die Hand aufs Haupt. „Gott schütze dich, Lukretia mia; schließlich wird gewiß alles recht werden. Und nun addio; ich will weitergehen, hinaus zur piazzo del popolo und von dort langsam zurück nach dem Vatikan.“

Eine halbe Stunde später trat Pio Biandini aus der ehrwürdigen Kirche Maria del popolo am Fuße der Gartenhügel des Pincio, deren Front neu hergestellt wurde, und war im Begriffe, über den weiten Platz und die anstoßenden Wiesen dem Vatikan zuzuschreiten, als ein Windstoß ihm beinahe die hohe weiße Mütze abriß. Überrascht schaute er auf: der Himmel, der noch vor einer Viertelstunde in strahlendem Blau und Sonnenschein geleuchtet hatte, war mehr als zur Hälfte mit dunklen Wolken über-

mittagsurlaub zu einem Spaziergang benutzt hatten, auf ihn zueilten; sie fanden sich offenbar nicht zurecht in der Stadt. Mit ihnen, den Mohammedanern, wollte er nicht in das Heiligtum treten; er schritt ihnen voran über den weiten, gräsbewachsenen Platz und gewann gerade noch rechtzeitig eine unscheinbare osteria, ehe der Platzregen einzetzte.

Nur zwei andere Gäste saßen hier in der schlechtbeleuchteten Stube; nonno Pio wurde trotzdem den feindseligen Blick gewahr, welchen einer der beiden Männer ihm und seinen Begleitern zuwarf, während der andere eine halblaute Verwünschung murmelte. Er setzte sich so, daß er die beiden unauffällig beobachten konnte, während seine jüngeren Janitscharen durch Zeichen und einige mühsam ausgesprochene italienische Worte der Wirtin zu verstehen gaben, daß sie ihnen Trauben und Früchte bringen möge. Als gläubige Mohammedaner durften sie ja

keinen Wein genießen.

„Sono turci, non capiscano (es sind Türken, sie verstehen uns nicht), flüsterte einer der Männer dem andern zu, doch nicht so leise, daß es der alte Pio nicht verstanden hätte. Er war im Begriffe gewesen, sie in italienischer Sprache zu begrüßen; nun aber hielt er es für gera-ten, zu schweigen und sie auf dem Glauben zu lassen, daß er, gleich seinen jüngeren Kameraden, nicht italienisch sprechen könne. Mit Absicht wendete er sich nur ihnen zu, als kümmerte er sich um die beiden Fremden nicht, und gebrauchte dabei stets die türkische Sprache, die ihm ja vollständig geläufig war.

Bald konnte er sehen, daß die Fremden wieder freundlicher dreinschauten. „Es ist so“, bestätigte der andere der selben, „sie verstehen nicht, was wir sagen . . .“

Mit Absicht sprachen sie jetzt laut, daß jedes Wort in dem Gemache widerhallte, aber Pio plauderte mit seinen Waffen-gefährten weiter, als verstände er kein Wort, während er sich eine goldgelbe Traube schmecken ließ.

Nun waren die beiden offenbar vollständig befriedigt und setzten ihr Gespräch, das durch den Eintritt der Janitscharen gestört worden war, wieder fort. Trotzdem sie vorsichtig kaum halblaut sprachen, konnte Pio Biandini manches Wort verstehen. Sein scharfes Auge, seine tausendfache Erfahrung mit Menschen aller Art und sein gesunder Instinkt hatten ihm vom ersten Augenblick an die beiden Fremden, welche indessen gut gekleidet waren und über gebildete Manieren verfügten, verdächtig erscheinen lassen, und so kam es, daß er ihnen immer aufmerksamer lauschte, während er äußerlich sich gar nicht um sie zu kümmern schien.

Einmal verstand er das Wort „Vatikan“, dann kam die Wendung: „Der große Herr zahlt fürstlich“ dann war wieder die Rede von „der Stadt, auf deren Gebiet man sicher sei“ . . . Das war nicht das römische, sondern venetianisches Italienisch, also ist „die Stadt“ Venedig selbst und mit dem großen Herrn“ der Sultan gemeint, mit welchem die reiche See- und Handelsstadt immer noch Geschäfte macht. Bei den beiden Fremden handelte es sich also um etwas mehr als etwa um einen Raub oder eine andere Banditentat. Dafür waren sie schon zu sein gekleidet. Es ging um mehr. Und nun galt es erst recht, dem Gespräch zu folgen.

Um die Fremden ganz sicher zu machen, begann Großvater Pio seinen mo-

hammedanischen Untergebenen zu erzählen, wie jenseits des Platzes am Abhang des Pincio der schreckliche Wütend Nero sein Ende gefunden, wie aber der Scheitan (der böse Feind) in tausend entsetzlichen Gestalten die Gegend unheimlich gemacht habe; darum haben die Christen dort drüben das Heiligtum errichtet, und seither sei es Ruhe geworden. Bei dieser Erzählung in türkischer Sprache zeigte er, sich erhebend, hinüber zur Kirche Maria del popolo, näherte sich aber zugleich der Ecke, in welcher die beiden Unbekannten saßen, die nun völlig beruhigt waren, und konnte auf diese Weise genauer als vorher hören, was sie sprachen.

Jetzt fiel ein Wort, das ihn beinahe aus der Fassung brachte: „Lippi“!

„Ich will dich mit ihm bekannt machen“, fuhr der Neapolitaner fort . . . „hat gute Bekannte im Vatikan . . . kennt den Brunnen . . .“

Der alte Janitschar brauchte seine ganze Kraft, um seine geheuchelte Ruhe zu bewahren.

. . . „Im Belvedere . . .“, sagte der eine. „Im Belvedere“, wiederholte der Venetianer, „ist der Brunnen.“

. . . „Und um welche Zeit?“ . . . „Lippi wird es herausfinden . . . ist um Geld zu haben . . .“

Der andere bedachte sich. „Um Brunnen, wird schwer gehen . . . kann man es nicht mit Wein machen?“ . . .

Der Neapolitaner lachte: „Er darf ja nicht Wein trinken . . . nur Wasser.“

„Nur Wasser?“ lautete die Antwort.

„Ja . . .“, es kommt aber Zucker hin-

ein . . . „Ich verstehe . . .“

„Den Zucker lieferst du . . .“

Es entstand eine Pause. Pio Biandini aber hatte jetzt hineingesehen in das furchtbare Geheimnis der beiden Unbekannten. Allem nach handelte es sich um seinen Herrn, den türkischen Prinzen Oschem: das Trinkwasser für ihn allein wurde am Brunnen im Belvederehof das Vatikans täglich öfters geholt, und das Wasser wurde immer reichlich mit Zucker vermischt. Und nun sollte offenbar mit dem Zucker . . . Gift in das Trinkwasser kommen!

Pio sollte alsbald volle Sicherheit erhalten. Der Neapolitaner fuhr fort: „Der . . . ist unterrichtet . . . gibt dir . . . den Zucker . . . nichts einfacher.“ len; du nimmst es auf und gibst ihm . . . den Zucker . . . nichts einfacher.“

„Wann gilt es?“

„Am vierten Tage von heute . . .“

Übermorgen bekommst du den Anzug ... Dann meint man, du gehörst zur Dienerschaft Oschens und kannst ungehindert ein- und ausgehen . . .“

Der alte Kriegsmann hatte genug. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht mit seinen Untergebenen die beiden Verbrecher auf der Stelle knebeln und anzeigen solle, dann aber sagte er sich, daß es besser sei, sie auf der Tat selbst festzunehmen. Er hatte sie ja nun vollständig in der Hand und konnte alles vorbereiten.

Das Unwetter hatte sich verzogen, die Janitscharen bezahlten der Wirtin ihre kleine Zeché und verließen, ohne sich nach den beiden Unholden umzusehen, die halbdunkle Stube, um dann rasch dem Vatikan zuzuschreiten. Hier entließ Pio Blandini seine beiden Untergebenen, welche ihr Quartier im nördlichen Palastteile aufsuchten; er selbst lenkte seine Schritte dem Damashushofe zu und ließ sich hier beim maestro di camera melden, welcher ihn zu den Papstgemächern geleitete.

In Anwesenheit eines Kardinals hörte Innozenz VIII. den Bericht des Janitscharenobersten an, ohne ein Wort dazwischenzufragen. Hin und wieder nickte er bedeutungsvoll dem Kardinal zu.

„Es ist also so, wie wir auch schon gerüchtweise erfahren haben“, sagte er dann, „von zwei Seiten her versucht der Brudermörder Bajazet zum Ziele zu kommen: über Neapel und über Venetig. Und feile Kreaturen gibt es genug, die um Judaslohn für das größte Verbrechen zu haben sind.“

Jetzt wandte sich der Kardinal an Pio Blandini. „Vom Brunnen im Belvedere also haben die beiden gesprochen?“ fragte er in höchster Aufregung.

„So ist es“, lautete des alten Janitscharen Antwort.

„Und der soll vergiftet werden?“

„So habe ich es verstanden, und es muß ja so sein.“

Jetzt erhob sich der Kardinal und fiel dem Papste zu Füßen. „Heiligster Vater“, leuchte er, „aus dem Brunnen im Belvedere kommt auch das Trinkwasser für Eure Heiligkeit selber!“

Pio Blandini konnte einen Schrei des Schreckens und der Wut kaum unterdrücken, und Innozenz sagte nur: „Also wäre es den Verschworenen auch nicht zuviel, sogar den Papst umzubringen, nur um den Auftrag Bajazets zu erfüllen und den Judaslohn dafür einzunehmen.“

Mit den gnädigsten Versicherungen seines Dankes, dem Auftrag, mit nie-

manden weiter von der Sache zu reden, und der Verheißung, ihn bald wiederzusehen, entließ Innozenz den überglücklichen Pio Blandini. Und dann ging die Sache ihren Gang weiter, bis man die Schuldigen auf der Tat ertappte und festnahm, auch der Venetianer Christofano Magrino, einen verkommenen Adeligen, welcher der eigentliche Urheber des furchtbaren Anschlags im Solde des Sultans war. Der letztere hatte ihm die Herrschaft Negroponte und eine hohe Stelle im türkischen Heere versprochen. So viel und noch viel mehr war ihm der Tod seines Bruders wert, bei dessen Lebzeiten er stets fürchten mußte, den Thron zu verlieren. Die Kunde von dem Mordplan und der Verhaftung der Schuldigen war ins Volk ausgegangen, und dieses strömte denn auch in ungeheuren Massen zusammen an dem Morgen, da man den Venetianer und seine Genossen zur Hinrichtung führte. Und als dann Christofano Magrino, der Hauptschuldige, am Galgen hing, da konnten sich's viele nicht versagen, zu rufen, neben den Venetianer, aber noch dreißig Ellen höher hinauf gehöre von Rechts wegen der Großtürke Bajazet gehängt, der eigentliche Anstifter des ganzen Mordplans.

Einem der Verschworenen aber war es gelungen, der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen: Signor Lippi, dem Vormund Lukretias. Als schwer verdächtig sollte er verhaftet werden, aber als die Sbirren ins Häuschen bei Santa Cäcilie kamen, war er über alle Berge. Er hatte von seinem Freund und Gesinnungsgenossen Maldente noch rechtzeitig Wind bekommen; Maldente konnte das, denn er saß ja gleich seinem Onkel im Geheimsekretariat des Vatikans und war von allem unterrichtet. Lippi blieb auch aus Rom verschwunden, und weder Lukretia, noch ihr Großvater Pio Blandini haben ihn jemals wieder gesehen.

Die beiden Maldente aber, welche in Lippi ein brauchbares Werkzeug für ihre dunklen Machenschaften verloren hatten, waren einig in dem Gedanken, Rache zu nehmen an Pio Blandini; es wußte ja fast jedermann, daß der greise Römer in der Janitscharentracht den ungeheuerlichen Mordanschlag entdeckt und die Schuldigen zur Anzeige gebracht hatte. Zunächst allerdings gebot die Klugheit volle Zurückhaltung, um so mehr, als Onkel und Neffe auch aus anderen Gründen ein schlechtes Gewissen hatten.

Lukretia war allein zu Hause. Noch fühlte sie den Schrecken in allen Gliedern, welchen jene Stunde ihr gebracht, da die Gerichtsdienner eingetreten waren, um den Vormund Lippi zu verhaften

und da sie das ganze Haus nach ihm durchsucht hatten. Sie hatte wenigstens den Trost, daß die ganze Nachbarschaft auf ihrer Seite stand und ihr Glück wünschte, den habgierigen Peiniger verloren zu haben. Aber schon der Gedanke, daß es ein Verwandter von ihr war, welcher des Mordanschlags auf den Prinzen Dschem und vielleicht gar noch auf den Papst selber verdächtig war, hatte ihr alle Freude am Leben genommen. Nachdem sie in der Frühe die heilige Messe besucht hatte, hatte sie sich daheim eingeschlossen und kaum daran gedacht, etwas zu sich zu nehmen. Eine unheimliche Angst erfüllte sie in dem totenstillen Hause. Wenn der unglückselige Vormund nun doch nicht aus Rom geflohen wäre, wenn er plötzlich eintrate . . . Sie fühlte, wie ihr das Blut aus dem Gesichte entwich.

In der Nachbarschaft, auf der Gasse zeigte sich kein Mensch. Alles war hinausgestromt gegen die Engelsburg, um der Hinrichtung zuzuschauen. Wenn ein Räuber, ein Einbrecher kam — ihr Hilferufen war vergebens. Eigentlich mußte ja das grausige Schauspiel schon vorbei sein, aber noch immer zeigte sich niemand. Man weidete sich eben an dem Schauspiel der hoch am Galgenholzbaumelnden Gerichteten und unterhielt sich, alles Mögliche und Unglaubliche über die Verbrecher anzuhören und weiterzusagen.

Jetzt nahten draußen schwere Schritte. Lukretias Gesicht erhelltete sich, sie kannte den Nahenden: Großvater Pio Blandini. Laut auffchlitzend fiel sie ihm in die Arme, und er hatte Mühe, sie zu beruhigen.

„Der liebe Gott hat dich geschildt“, sagte sie zuletzt, und unendliche Dankbarkeit lag in diesem Worte, „jetzt ist mir wieder leichter zumute.“

„Ich komme heute bärder als sonst, weil ich eine Stunde vor Sonnenuntergang wieder im Vatikan sein muß.“

Daß man ihm dies befohlen hatte, weil Anzeichen vorhanden waren, daß ein Mordanschlag auf ihn gemacht würde, wenn er erst in der Nacht durch die dunklen Gassen des Trastevereviertels allein den Weg zum Vatikan mache, verschwieg er wohlweislich.

„O nonno Pio, wenn du nur ganz bei mir bleiben könntest!“ rief sie.

„Carissima mia“, sagte er, „Gott hat ja schon für dich gesorgt in der besten Weise. Den sauberen Signor Lippi ha-

ben wir endlich los; das Haus gehört jetzt dir, und nach Santa Cäcilia hinüber sind es kaum hundert Schritte: dorthin führt dich dein sposo promesso zum Altare und dann zurück hieher; so hast du einen braven Mann und einen Schutz für dein ganzes Leben.“

Lukretia hatte sich jäh erhoben. „Großvater, ich bitte, ich beschwöre dich — nur das nicht — nein — jetzt nicht — noch nicht . . . Ich kann nicht, es ist unmöglich!“

Schwer überrascht schob der greise Janitschar seine Enkelin, die vor ihm auf den Knien lag, sanft zurück und schüttelte leise das graue Haupt.

„Was ist dir, Lukretia, per Dio, was ist an dich gekommen?“ fragte er ernst, „du bist doch vor Gott und den Menschen die Verlobte Paolos . . . Hast du das vergessen? Oder . . .“

Seine Augen auf der Stirne schwoll verdächtig an.

Lukretia hatte sich erhoben. „Großvater“, sprach sie, „ich bin die Verlobte Paolos und bleibe es. Ich möchte keinen anderen ihm vorziehen. Aber jetzt schon ehelich werden — das kann ich nicht — alles in mir erhebt Widerspruch dagegen. Es liegt so vieles hinter mir, und es ist wie eine Ahnung, wie eine stete Mahnung: Warte noch, es ist die Zeit nicht gekommen . . . Paolo hätte eine traurige Braut, eine Frau mit unglücklichem Herzen.“

„Kind, du gibst mir Rätsel auf, meinte der Alte, der sie immer besorgter anschaut hatte. „Läß doch den Schrecken nicht Herr werden über dich! Du wirst ruhig werden, wenn Paolo bei dir ist.“

„Er hat Mitleid mit mir; er schleppt mich nicht mit Gewalt zum Altar; er wird warten, bis die Zeit da ist . . .“

„Er wartet nun schon ein halbes Jahr, Lukretia, stelle seine Geduld nicht allzu sehr auf die Probe.“

Pio Blandini kam nicht zu Ende. Mit fröhlichem Gruße waren Dio Bartolomäo und sein Enkel Paolo in die Stube getreten. Ein stummer flehender Blick traf den alten Janitscharen, und dieser mußte unwillkürlich zunicken zum Zeichen des Einverständnisses.

(Fortsetzung folgt).